

Lotan und der Schwarzmaler

Autor(en): **Schweizer, Edwin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **294 (2015)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-515352>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Lotan und der Schwarzmaler

EDWIN SCHWEIZER

Trübsinnige Menschen sind Schwarzmaler. Sie brauchen nur Holzkohlegrau, kein Rot, Blau oder Gelb wie die frohmütigen. Dort, am See, schiebt sich eben so eine Gestalt mit lampenschwarzem Gemüt durch die Gegend: Kappe auf dem Kopf, Rücken krumm, Blick nach unten. Noch ist heiterer Tag, der Himmel blaut ultramarin, die Buchen, Kastanien und Eichen im Park ertrinken im Grün. Doch jenem traurigen Lastenschlepper, Bruno Kihm, kommt alles grau vor, selbst die Rosen.

Ein Trupp lachender Spaziergänger nähert sich ihm. Er sucht ein Schlupfloch. Da! – Ein gepflastertes Halbrund öffnet sich, schwebt wie eine Kanzel über dem See. In der Mitte ein Fernrohr mit Münzeneinwurf. Links und rechts Feuerdorn und Rhododendren. Geborgenheit. Er stützt sich am Geländer auf, starrt aufs Wasser, als komme von da unten irgendeine tröstliche Botschaft.

Kihm jammert dem See und dem Himmel, dass er den falschen Beruf habe, nichts könne und nicht wisse, wozu er lebe. Er fürchtet, die Haare zu verlieren, ins Irrenhaus zu kommen oder blind zu werden. Und klagt, dass er nicht singen und theaterspielen könne, nicht zaubern und komponieren. Er stöhnt,

ächzt und bejammert sein langweiliges Leben, während es dunkelt. – «Warum bin ich nicht mutig und stark, gescheit und berühmt!» – Er streckt die Arme aus, ballt die Fäuste, beugt sich übers Geländer, wobei seine Kappe ins Wasser plumpst. – «Ich möchte anders sein!», schreit er zum Nachthimmel, wo der Abendstern aufgeflammt ist, «ein heiteres Gemüt möchte ich haben, ein neues Herz...!»

«Bruno! – komm her zu mir!» – Kihm prallt zurück, Schrecken erfasst ihn ob dieser unerwarteten Stimme, und er schlägt mit der Achsel hart aufs Fernrohr.

«Wer – wer – sind Sie?» «Wie», entgegnet der Fremde, der unhörbar näherkommt, «du erkennst mich nicht? – Du hast mich doch gerufen. – Ich bin Lotan! – Ich leihe dir ein anderes Herz, ein federleichtes, aber übers Jahr fordere ich es zurück. Hier, an diesem Ort...»

Kihms Kräfte schwinden, er bringt keinen Ton mehr heraus. Der aus der Nacht aufgetauchte Mann überragt ihn um einen Kopf.

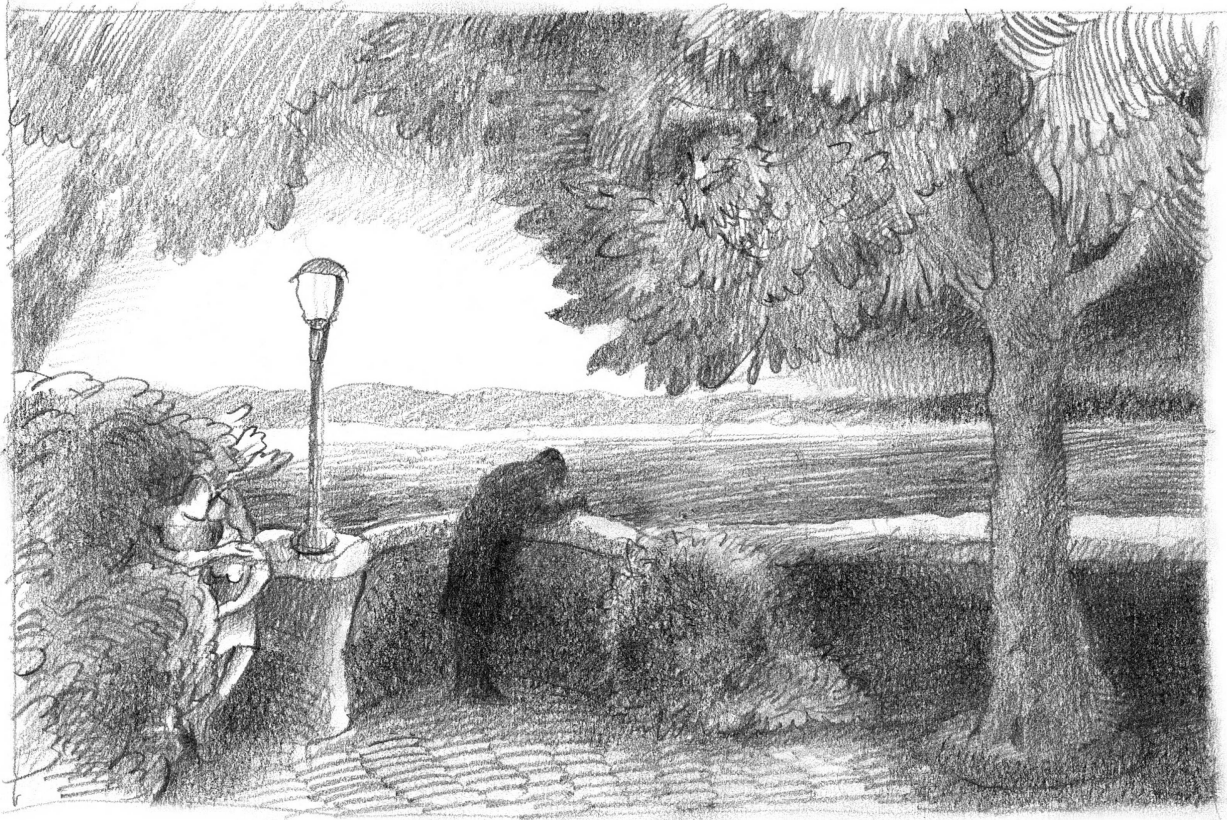
Er trägt einen Dreispitz, einen ärmellosen Umhang, darunter ein weisses Hemd, das im Dunklen wie Schnee aufleuchtet, und in der Hand schwingt er einen kurzen Stab, eine Art Narrenzepter. – «Keine Angst, Bruno,

komm...!» Der Fremde zieht Kihm an sich, bedeckt seine Schultern mit dem Manteltuch, wobei es nach Nelken, Rosenholz und Lilien duftet. Er küsst ihn leicht auf die rechte Wange. Es brennt wie heisses Wachs, und unterhalb des Brustbeins verspürt Kihm einen heftigen Stich wie von Wespen.

«Mach's gut, Bruno! – Und lebe wohl!», hört Kihm noch, dann ist er wieder allein. «Lotan! – Lotan!», ruft er wie ein Trunkener aus, und es ist ihm, als schwebte er in der Luft. Unübersehbar flackert die Venus am Himmel, einem Irrlicht gleich, die Wellen klatschen ans Ufer, und irgendwo ruft ein Uhu sein dumpfes «Hohoho».

Am nächsten Morgen wachte Bruno Kihm erfrischt und tatenlustig auf und packte jetzt seine Tage ganz anders an. Er lernte Arabisch, Türkisch und Chinesisch. Er studierte die Ilias von Homer, entzifferte Inschriften im Archäologischen Institut, befasste sich mit Zahlenmagie. Er betrieb Karate, boxte und kämpfte mit Hieb Waffen. Und es gab keine Schlappen und Niederlagen mehr. Der Drahtige surfte in Kenya, schnorchelte auf den Malediven und tauchte in der Karibik.

Und im Büro? – Der völlig verwandelte Kihm trug nun weinrote Stehkragenhemden, Gilets



mit Stickereien, Vestons mit Fantasie-Satinfutter, junge Kravatten, Hosen für Aufsteiger und klassische bordeauxfarbene Golfer in Kalbsleder. Im Nu war er vom kleinen Mikrofimer im Archiv «Export» zum Hauptregistrator aufgestiegen. – Ja, ja, unser Kihm ist ganz grosse Klasse geworden! Ein Muster an Unternehmungsgeist, Forscherheit, Belastbarkeit. Ausgepumpt alles Grau aus Kopf und Brust.

Frühling. Huflattich, Bärlauch und Forsythien erblühen. Kihm hat in diesem Jahr kein Auge dafür. Er schnuppert nicht an den Blumen. Im vergangenen Herbst, als nach den reifen Äpfeln und Trauben die Astarten im Nebel aufleuchteten, hatte er keine Wehmut verspürt. Und Ad-

vent und Weihnachten, früher Tage voll Zauber und Heimlichkeit? Nichts als ein Bündel abgerissener Kalenderblätter.

Ihm ist, als lebte er seit letzten Sommer auf einer andern Welt, als steckte er pausenlos unter verrückten Musikanten, die seine Ohren mit donnernden Pauken, schrillen Trompeten und verstimmten Geigen volllärmten. Aus dem Spiegel glotzt ihm jetzt ein Fremder an. Ach, wie traurig! Kihm ist innerlich ganz stumpf geworden und blickt aus seinem öden Lebenshaus auf weites, totes Land, das tief in violette Schatten gehüllt ist.

Die Tage im jetzigen Mai sind voll Sonnenschein, aber Kihm friert bis auf die Knochen, wenn er an jenen Abend mit Lotan

denkt. Noch sieben oder acht Wochen dauert es bis zum verwünschten zehnten Juli. Was dann? – Wenn er unverhofft ins Spital müsste und nicht hingehen könnte? – Wenn der geheimnisvolle Fremde nicht käme? – Oder wenn er sich weigerte, ihm sein Herz zurückzugeben? – Bruno Kihm beginnt sich jetzt zu fürchten, wie seit langem nicht mehr.

Gewiss, mit seinem eigenen Herzen wird Kihm wieder schwermütig sein. Im dicksten Nebel der Seele werden ihn Dämonen mit Zähnen, Hörnern und Klauen zerfleischen. Doch auf jede Nacht folgt ein neuer Tag. Nach jedem Anfall von Verzweiflung bekommt auch Kihm wieder Luft und findet sich eine

Weile damit ab, kein Übermensch zu sein, und er sagt ja zu seiner Schwäche und zur Kürze der Zeit.

Der Melancholische ist empfindsamer als der Dickhäutige. Menschen mit weichem Gemüt haben mehr Tiefgang und entdecken mehr Rätsel, Geheimnisse und Unerklärliches auf dieser Welt. – Warum zum Beispiel haben Frauen keinen Adamsapfel? – Wird die Erde eigentlich schwerer, wenn es immer mehr Menschen gibt? – Und warum schmecken Tränen salzig?

Für Bruno Kihm ist der Nebel, wenn er wieder zum alten geworden, mehr als nur Wasserdampf und Wassertropfen: Der feuchte Hauch verschlingt den Wald und lässt die schöne Welt vergehen... – Nur ein Wissbegieriger wie er staunt, wenn Gelehrte erklären, die Schlacht zwischen den Medern und Lydern in Kleinasien habe genau am 28. Mai des Jahres 585 v. Chr. stattgefunden. In Aufzeichnungen aus jener Zeit steht nämlich, dass dieser Kampf abgebrochen wurde, weil eine Sonnenfinsternis beide Heere erschreckte. Nach astronomischen Berechnungen, die sehr präzise sind, kann es folglich nur dieser Tag gewesen sein. Und Kihm glaubt fest daran, dass unsere Erde nicht schon immer da war, sondern in ferner Zeit von Gott erschaffen wurde.

Am zehnten Juli hat sich Bruno Kihm krankgemeldet. Schon in der Frühe treibt er sich am See herum und äugt immer wieder nach dem abgeschirmten Platz,

wo das Fernrohr steht. Die Zeit kriecht. Es wird Mittag, der Abend kommt. Kihm ist vollnervöser Unruhe. Zur Entspannung beugt, dreht und streckt er einige Male den Rumpf: vorwärts, rückwärts, seitwärts. Schlenkert die Beine. Und ängstlich versucht er, sich Lotan vorzustellen, seinen Radmantel, den Hut... – Hat er nicht einen Zylinder aufgehabt? – Oder etwa eine Schiwago-Mütze? Und hat er nicht ein kurzes Schwert getragen? – Dazu einen Bart? – Vollbart, «Polnischen Schnurrbart», Fliege?

Kihm sieht infolge Schlaflosigkeit übernächtigt aus. Er ist unrasiert, hat sein Äusseres vernachlässigt. Tiefe Ringe liegen unter den Augen. Er stolpert jetzt vor Müdigkeit über die eigenen Füße und begibt sich wieder zum halbrunden Platz. «Lotan!», ächzt er und lehnt sich wimmernd ans Fernrohr. Hotelgäste vom «Eden» schlendern vorbei und verdauen den Gänsebraten. «Diese Vagabunden überall!», ruft eine Frau in Hochdeutsch, «gehnt wir weg von hier, Harry!» – Ein Liebespärichen knutscht sich im Schutz der Rhododendren. «Hau ab, Pinguin!», zischt das Dämchen.

Kihm wankt zum Weg zurück. Ein Prediger kommt. – «Lotan? – Mein Herz...!» – Der Bibelkundige fasst den Verstörten am Arm: «Lasset uns wachen und nüchtern sein, Bruder», sagt er, «sei trunken, doch nicht vom Wein!» Dann hastet er weiter. Unversehens werfen sich zwei

Schatten auf Kihm. ««Stützher!», schallt es. Sie schlagen ihn mit einem Stein nieder und rauben ihm die Brieftasche. Ein Nachtwächter auf seinem Fahrrad ist Zeuge des Überfalls und stoppt...

Der lange, magere Kihm liegt am Boden. In hellbrauner Cordhose, verwaschenem blauem Hemd, Turnschuhen von undefinierbarer Farbe. Die Erde unter seinem Hinterkopf ist feucht und rot. – Kurz darauf hört Kihm schwere, eilige Schritte.

Jemand beugt sich über ihn. – «Was ist passiert ...?» – «Lo-Lotan...?» – «Nein, Loretan, Fritz Loretan von der Stadtpolizei...» – «Lotan –, hast du mein Herz...?» – «Ruhig atmen, Mann, nicht bewegen...» – «Lotan! – Lotan! ich will mein Herz wieder haben ...!» – Gefreiter Loretan schüttelt den Kopf, während sein Kollege, Keller zwei, mit Funk die Sanität bestellt.

Mitternacht. Eine Gestalt, die einem entsprungenen Statisten vom nahen Theater glich, kam zum einsamen Platz am See gehuscht, drehte ein paarmal das Fernrohr wie einen Wasserwerfer nach links und nach rechts, blickte sich suchend um, wartete eine Weile – und verschwand wieder in der Dunkelheit.

Der Himmel blitzt nun von grossen und kleinen Sternen. Unübersehbar die Venus. Und weit hinter der silbernetzupften Unendlichkeit thront Einer, der über allen Mühseligen und Beladenen, über allen Hoffnungen und Wünschen wacht.